

# Verschwunden in den Wolken

Blicke von weit oben: Robert Macfarlane hat manches zur Frage beizutragen, warum Menschen auf die Gipfel hoher Berge steigen.

Es war keine geringe Sensation, als am 1. Mai 1999 ein Team von Wissenschaftlern auf der tibetischen Seite des Mount Everest die Leiche des Bergsteigers George Mallory fand. Tweedjacke und Wickelgamaschen waren zerfetzt von Wind und Wetter, den Körper hingegen hatte die eisige Kälte gespenstisch konserviert, weiß und blank wie eine Marmorstatue, gerade so, als habe ihm der Berg sein eigenes Denkmal setzen wollen. „Ich habe die beste Aussicht, auf den Gipfel zu gelangen. Ich kann mir kaum vorstellen, nicht hinaufzukommen; unmöglich auch, mich in die Rolle des Besiegten zu fügen“, hatte Mallory 1924 kurz vor seinem dritten Gipfelversuch in nur vier Jahren geschrieben. Am 8. Juni wurde er zum letzten Mal gesehen, am Nordgrat in etwa 8250 Meter Höhe. Dann verschwanden er und sein Seilpartner Andrew Irvine in den Wolken.

Um kaum einen Bergsteiger hatte sich fortan ein größerer Mythos entwickelt als um George Mallory. Das hatte nicht nur mit dem gespenstischen Verschwinden zu tun und der Frage, ob die beiden es womöglich bis zum Gipfel geschafft hatten. Es lag auch an Mallorys Wesen und Auftreten, das sich nicht zuletzt in einem marketingtechnisch besonders brauchbaren Satz bündelte, einem der berühmtesten Zitate der Bergsteigerei. Auf die Frage eines Journalisten, weshalb er den Everest so unbedingt besteigen wolle, hatte er knapp geantwortet: „Weil er da ist.“

Robert Macfarlane, Literaturwissenschaftler, Essayist, Kritiker, in England einer der angesehensten Naturchriftsteller unserer Zeit und selbst ein erfahrener Bergsteiger, widmet George Mallory nicht nur das vorletzte Kapitel seines Buchs „Berge im Kopf“ – genau genommen hat er ihm das gesamte Buch gewidmet, denn auch er stellt die Frage: „Wieso auf Gipfel steigen?“ Allerdings braucht er für die Antwort knapp dreihundert Seiten, holt freilich auch weit aus in eine Zeit, als man in der westlichen Welt vom Himalaja noch nichts wusste und von Bergen generell nichts wissen wollte, weil der Wert einer Landschaft nach den Möglichkeiten der Agrarwirtschaft bemessen wurde und man schneebedeckte Gipfel selbst in ästhetischer Hinsicht als abstoßend empfand.

Genau genommen blickt Macfarlane sogar noch viel weiter zurück: nämlich in die Anfänge der Welt, als der Granit noch flüssig herumschwappte – wie er es formuliert. Zunächst einmal erhält bei Macfarlane deshalb die Wissenschaft der Geologie ihre Historie, bevor die Kultur und die Kunst, die Philosophie und der Sport die Berge erreichen. Und es war ihm letztlich auch viel weniger an einer Geschichte der Bergsteigerei gelegen als an einer Geschichte davon, wie sich die Einstellung der Menschen zu den Bergen verändert hat – von der Furcht über kitschige Programme in viktorianischen Unterhaltungshallen bis zur Bereitschaft, für einen Gipfel das eigene Leben aufs Spiel zu set-



Das war für ihn bloß ein Spaziergang: George Mallory (links) und Fanny Bullock Workman auf dem Pokalde Gipfel in Nepal

Foto AGK

zen. Keineswegs nur unter Grenzgängern verbreitet, wie sich die Extremabenteurer nennen, sondern auch unter Touristen, die am Berg Dampf ablassen wollen – dort allerdings häufig aus Dummheit.

Für seine Untersuchung drang Macfarlane, der sonst in Englands Marschen, Wäldern und Höhlen unterwegs ist oder in der Einsamkeit des schottischen Hochlands, vor allem in die Tiefen von Bibliotheken vor, wo er sich ebenso durch die alten Handschriften von Abenteurern wühlte wie durch die Klassiker schöngeistiger Literatur oder die großen Theorien der Ästhetik. Religionseifer und -kritik finden in seinem Buch ebenso Platz wie die Mode, angesichts einer bedrohlichen Wildnis nach sublimen Momenten des Schauens Ausschau zu halten oder zu Zeiten der Romantik ein Verlöbnis mit der Natur einzugehen.

Als Brite sucht Robert Macfarlane seine Beispiele früher Naturverehrung vor allem zwischen den Highlands und dem Lake District und ruft immer wieder Landsleute in den Zeugenstand. Er beschäftigt sich mit Edmund Burke und John Ruskin, ohne Kant zu erwähnen. Und stützt sich bei Ausführungen zum Granit auf den Schotten James Hutton, ohne auf Goethe zu verweisen. Nach Alexander von Humboldt sucht man in seinem Buch vergebens. Nietzsche bleibt eine Fußnote. Als freilich die Briten in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die Alpen zu ihrem Abenteuerspielplatz erkoren und dort nach und nach jeden Gipfel erklommen, wird ihm vor

dem die Schweiz zum Heimspiel. „Die Briten“, schreibt er an einer Stelle, „waren offenbar mehr als alle anderen Imperialmächte vom Verlangen besetzt, den ganzen Globus auszukundschaften.“

Längst hat Macfarlane auch in Deutschland eine nicht geringe Anhängerschaft. In der Naturkunden-Reihe des Verlags Matthes & Seitz haben die in den vergangenen Jahren erschienenen Schilderungen seiner Wanderungen „Alte Wege“ und „Karte der Wildnis“ mehrere Auflagen erlebt. Es sind Aufsätze von berückender Schönheit, in denen Macfarlane dem Abenteuer in der Einsamkeit poetische Momente abgewinnt, in feinem Tonfall mit bezaubernden Nuancen in den detaillierten Naturbeschreibungen und kühnen Metaphern, die er immer wieder mit kurzen Ausflügen in die Geistesgeschichte unterfüttert.

Bei „Berge im Kopf“ ist es umgekehrt. Dort schiebt er zwischen die klugen, weit aufgefächerten Auseinandersetzungen mit seinen Gewährleuten Erinnerungen an eigene Bergtouren; doch mehr als einmal wirken sie fehl am Platz und oft fast ein wenig unbeholfen. Es ist, als habe sich Macfarlane im Laufe seiner schreiberrischen Karriere erst allmählich vom akademischen Denken freiwerden müssen. Denn „Berge im Kopf“ ist im Original vor fast zwanzig Jahren erschienen. Damals war Macfarlane siebenundzwanzig. Das Buch zeugt von einer immensen Fleißarbeit. Von der späteren Eleganz seiner Sprache jedoch ist wenig zu spüren. Nicht zuletzt die Treue zu einem erfolgreichen Autor

dürfte Grund für die späte Veröffentlichung in der Naturkunden-Reihe sein.

Obwohl man es kaum veraltet nennen kann, ist das Buch doch seltsam datierbar: eben auf die Jahrtausendwende, eine Zeit, während welcher der Buchhandel förmlich überspült wurde mit Hunderten von Titeln der Berg- und Polarliteratur. Das hatte nicht nur mit der Entdeckung von Mallorys Leichnam zu tun und einer neuerlichen Katastrophe am Everest, die Jon Krakauer zu einem Bestseller flocht, auch nicht nur mit etlichen Jubiläen aus dem Gebiet der Abenteuerei. Vielmehr schien die entrückten Orte der vergletscherten Berge und der Pole mit ihrem ewigen Eis eine Art Leerraum zu bieten, eine gleißende Projektionsfläche für neue Visionen, einen Gedankenplatz für den Neuanfang, der sich am Fin de siècle nicht nur kalendarisch festmachen ließ, sondern auch mit dem Cyberspace, womit sich damals ein ganz neues Universum öffnete. So wurden die alten Expeditionsberichte gleichsam zu Reiseführern in eine wiederum unerforschte Welt. Denn sie schilderten ja stets eine Wirklichkeit im Rohzustand, leer, unbenannt, noch mit keinem Sinn versehen. Dabei waren für die frühen Forscher die weißen Flecken der Weltkarte mitunter Fixpunkte des Wahns, auch Fluchtpunkte der Eitelkeit.

Den Gedanken der Innensicht schiebt Macfarlane ein Kapitel lang, das schönste seines Buches, zugunsten der Erfahrung der Übersicht zur Seite. Auch der Blick von oben, führt er aus, musste gelernt werden. So gäbe es kaum Hinweise aus der

Zeit vor dem achtzehnten Jahrhundert, dass eine Aussicht wertgeschätzt wurde; im Gegenteil ließen sich Reisende in den Alpen bekanntermaßen auf Passhöhen die Augen verbinden. Was womöglich nicht nur mit Furcht vor dem Abgrund zu tun hatte, sondern auch mit Furcht vor der Erkenntnis der eigenen Bedeutungslosigkeit. Dabei hatte die Sprache sich längst am oben und unten orientiert, wenn es um Erfolg und Stärke ging. Und es hatte auch die Kirche, wie überhaupt die meisten Religionen, den Wert hoch gelegener Orte lange schon begriffen, bevor die Welt der Gipfel gleichsam säkularisiert wurde. Dennoch wurde erst mit der Romantik die Bergspitze zum Befreiungssymbol des städtischen Geistes.

Da freilich bleibt Macfarlane gar nichts anderes übrig, als die Ausführung seitenfüllend mit Caspar David Friedrichs Bild vom „Wanderer über dem Nebelmeer“ zu illustrieren. Und jetzt findet er auch selbst zu einem wunderbaren Bild: „Es ist die Umkehrung der Schwerkraft beim Bergsteigen“, schreibt er, „eine Anziehungskraft, die einen immer weiter nach oben zieht.“

FREDDY LANGER



**Robert Macfarlane: „Berge im Kopf“. Geschichte einer Faszination.**  
Aus dem Englischen von Gaby Funk.  
Matthes & Seitz Verlag, Berlin 2021. 318 S., geb., 34,- €.

# Vom Harz bis Hellas immer Vettern

Selbstvergewisserungen im Blick zurück: Stefan Rebenich zeichnet deutsche Beschäftigungen mit der Antike nach

Vor bald dreißig Jahren legte der Neuzehntler Hagen Schulze in einem noch immer lesenswerten Aufsatz dar, warum im Laufe der europäischen Geschichte wiederholt auf die Antike zurückgegriffen wurde und es zu Renaissancen kam, in denen ein antikes „Erbe“ konstruiert, rezipiert und transformiert wurde. Diese Wiedererweckungen boten den Europäern auf dem Weg in die verstörende Moderne Anker, um „dem Ansturm des gänzlich Neuen zu widerstehen, den Standort des Ich wie des Anderen zu bestimmen und die Erscheinungen zu kategorisieren“.

Der Anker bestand in einem Bezugssystem von Namen, Ereignissen, Ideen, Formen, Symbolen und Zitaten, die neben der biblischen Welt über lange Zeit gesicherter Bestandteil des europäischen Wissenskanons waren. Doch allein als Zuflucht vor dem alles durchgängenden Wandel hätten die Alten kaum ein so mächtiges zweites Leben erlangen können. Schulze sah im Haupterbe der Antike, dem Vertrauen auf die menschliche Fähigkeit zur Vernunft, einen Impuls zur steten Weiterentwicklung, die möglich war, weil sie sich in den vertrauten Begriffen, Denkformen und Grundsätzen der antiken Überlieferung bewegte, doch gleichwohl über diese hinaus neue Pfade und Ziele suchte.

Im Rahmen dieses übergreifenden Prozesses ist der Weg der Deutschen zu sich selbst auf dem Umweg über die Alten oft behandelt worden. Sätze wie Mephistos „Es ist ein altes Buch zu blättern: Vom Harz bis Hellas immer Vettern!“ wurden

zu goldenen Worten, und nach dem Zweiten Weltkrieg variierte E. M. Butler die These von einem fatalen deutschen Sonderweg in dem plakativen Buchtitel „The Tyranny of Greece over Germany“. In aktuellen Debatten um die Zukunft der Demokratie kommen expertokratische Modelle à la Platon ebenso auf den Tisch wie die Vorteile der Lösung von Funktionsträgern, die im klassischen Athen Kernbestand demokratischer Praxis war.

Grund und Anlass genügt also, zu differenzieren und die Umstände der wechselseitigen Beziehungen der Deutschen zu „ihrer“ Antike zu klären. Der Berner Althistoriker Stefan Rebenich hat seit mehr als zwei Jahrzehnten zahlreiche Studien vorgelegt; diese finden sich nun in stark überarbeiteter Gestalt und ergänzt durch gänzlich neu verfasste Kapitel zu einem filigran komponierten Buch vereint. Der Autor schreibt Wissenschaftsgeschichte auf der Höhe der Zeit, mit Blick zugleich auf leitende Ideen, formative Institutionen, wegweisende Individuen und markante Inhalte. Ausgeklammert bleibt mit gutem Grund das Riesenfeld der Antike-Rezeption in Literatur, Architektur und Bildender Kunst; auch in dem eindringlichen Stück zum Platonbild im George-Kreis geht es primär um die Bemühungen der gelehrten Adepten des Meisters, in Abgrenzung von der akademischen Klassischen Philologie Sein und Gestalt zu schauen.

Rebenich sucht immer wieder die Archive auf. So erschließt ein besonders lesenswertes Kapitel den Neustart wissenschaftlicher Kommunikation nach

dem Zweiten Weltkrieg anhand von „ersten Briefen“, in denen die Fachgemeinschaft Exklusion und Inklusion aushandelte. Manch glücklicher Fund vermag aktuelle Moden ironisch zu spiegeln. So wollten 1938 die Leipziger Ordinarien für Alte, Mittelalterliche und Neuere Geschichte – Helmut Berve, Hermann Heimpel und Otto Vossler – hinfort nur noch Professoren der Geschichte heißen,



**Stefan Rebenich: „Die Deutschen und ihre Antike“. Eine wechselvolle Beziehung.**  
Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2021. 496 S., geb., 38,- €.

da sich die überkommene Fächerteilung längst als fragwürdig, ja unerträglich erwiesen habe. Forschungsstand und Zeitgeist wiesen vielmehr auf das Ganze, da inzwischen „das Volk als übergreifende Macht in der Geschichte anerkannt und zugleich das räumliche wie das zeitliche geschichtliche Weltbild, insbesondere auch die Vorgeschichte, in einen ganz neuen Rahmen gestellt ist, in dem der landläufige Dreitakt der Geschichte als kleinlich und scholastisch im schlechten Sinne des Wortes erscheinen muss“. Angesichts der Wucht gegenwärtiger Umbrüche trete die Einheit der deutschen und damit der Weltgeschichte neu ins Bewusstsein, und „die Entdeckung der Rasse als Geschichtsmacht würde allein

schon genügen, die Herkunft des eigenen Seins in einer weltgeschichtlichen Sicht zu sehen“. Periodisierungskritik und Globalgeschichte können ihre Tücken haben.

Das Buch spannt den Bogen einer modernen, zugleich kritischen Wissenschaftsgeschichte von 1800 bis in die Gegenwart; dabei sind auch Lücken benannt. So sei die Geschichte der Frauen in den Altertumswissenschaften und überhaupt deren Bedeutung für die Rezeption der klassischen Antike noch zu schreiben. Erst seit den späten Sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden Wissenschaftlerinnen auf Professuren berufen. In den strukturkonservativen Fächern, so stellt der Autor ohne Beschönigung fest, waren universitäre Besetzungsverfahren jahrzehntlang von Männerbinden dominiert und von männlichen Netzwerken kontrolliert. Indem Rebenich Brennweite und Tiefenschärfe variiert, von mauerstaurartigen Überblicken bis zu detaillierten Fallstudien, bekommt er die Vielfalt der Befunde in den Griff und vermeidet, in lineare Fortschritts- oder Niedergangerzählungen zu verfallen. In der Tat folgten auf Phasen produktiver wissenschaftlicher Auseinandersetzung immer wieder auch Perioden von Stagnation.

Die Geschichte der Altertumswissenschaften, einer der roten Fäden, ist vor allem deshalb wichtig, weil ihr Gegenstand zugleich einen Hauptinhalt von Bildung darstellte und insofern Teil einer breit angelegten Gesellschaftsgeschichte ist. Mit Recht schildert Rebenich an der Person und den Projekten Wilhelm von

Humboldts, wie im Deutschland des frühen neunzehnten Jahrhunderts die Antike als historiographisches Konstrukt und als idealisierte zeitlose Projektion individueller wie kollektiver Wünsche maßgeblich zur kulturellen Homogenisierung des Bürgertums sowie zur Formierung eines bürgerlichen Selbstverständnisses beitrug, wie aber im weiteren Verlauf der Weg in die arbeitsteilige, quasiindustrielle Großforschung im Sinne Theodor Mommsens zwar „die Archive der Vergangenheit zu ordnen“ ermöglichte, diese Entwicklung aber spätestens nach 1918 vielen als Sackgasse erschien – auf der Suche nach Sinn und Vorbildern wurde das historische Paradigma vielfach schroff abgelehnt. Auch für die Zeit nach 1945 ist das Bild nicht eindeutig: Neben Kontinuitätsfiktionen und restaurierte Betriebsamkeit traten neue Perspektiven, oft inspiriert von anderen Disziplinen und Ländern.

Das emanzipatorische Potential einer diverser gewordenen, kritisch erforschten und auf vielen Wegen vermittelten Antike erscheint Rebenich über all die Wendungen hinweg keineswegs erschöpft; im Sinne Humboldts das Eigenen am Fremden zu verstehen sei unverändert plausibel, ebenso der Hinweis von Claude Lévi-Strauss, keine Kultur könne sich selbst denken, wenn sie nicht auf andere Gesellschaften blicke, die als Vergleichsmaßstab dienen. Das Studium der Alten Welt, ihrer Sprachen und Kulturen bleibt demnach eine wirkungsvolle Technik der Entfremdung, eine intellektuelle Übung, um die eigene Position in Frage zu stellen.

UWE WALTER

# Skepsis als Zündstoff

Eine Werkausgabe von Friedrich Carl Forberg

„Lebenslauf eines Verschollenen“ – unter diesem ebenso selbstkritischen wie ironischen Titel veröffentlicht Friedrich Carl Forberg (1770–1848) seine Autobiographie. Als das Buch 1840 erschien, war Forberg in der Tat ein vergessener Autor philosophischer Schriften. Seine Karriere hatte vielversprechend begonnen, da er als junger Student der Theologie im Jahr 1788 an die Universität Jena wechselte und damit in das Zentrum des intellektuellen Lebens in Deutschland geriet, wo er im Kreis um den Philosophen Karl Leonhard Reinhold die jungen Anhänger Kants kennenlernte: „So trat ich in die Hallen der kritischen Philosophie.“ Seine Lebensbeschreibung liefert einen einzigartigen Bericht über das in den 1790er-Jahren geführte philosophische Gespräch und zugleich über die persönlichen Beziehungen, Parteibildungen und Kontroversen. Erwähnt werden die Begegnungen mit Wieland und Schiller (am Rande auch „Göthe’s majestätisches Angesicht“). Im Vordergrund stehen jedoch die Diskussionen über die neuesten Entwicklungen in der Philosophie, die er mit Friedrich Immanuel Niethammer, Immanuel Carl Diez, Johann Benjamin Erhard und intensiv auch mit Novalis führt, den er 1796 in Weisfenfels besuchte.

Es ist das Jahr, in dem Forberg seine bis dahin erfolgreiche Lehrtätigkeit als Privatdozent aufgibt, was er in seinen Erinnerungen mit dem Auftreten Johann Gottlieb Fichtes in Jena erklärt, dessen Originalität und Verteidigung der Denkfreiheit das akademische Publikum begeisterten. Forberg zieht Konsequenzen: „Bei aller Freundschaft mit Fichte wurde mir doch der Aufenthalt als philosophischer Docent neben ihm unerträglich.“ Dazu kommen inhaltliche Differenzen. Scharfsinnig problematisiert Forberg die Ich-Philosophie Fichtes und kritisiert in seinen „Briefen über die neueste Philosophie“ (1797/98) die Ansätze und Annahmen der nachkantischen Theoriebildung: „auch ich versenke mich mit Fichte und Schelling gern in die Abgründe des Unennbaren; aber ich mag das Unendliche nicht hinter mir haben, es soll [...] in Ewigkeit vor mir seyn, in Ewigkeit erst kommen und werden.“

Forberg betont den skeptisch-empirischen Anteil der Philosophie Kants, um gegen die neuen Dogmen zu argumentieren, wobei er mit Polemik nicht spart: „Man hat bey der Kantischen Philosophie über Dunkelheit geklagt: bey der Fichtischen wird man über Finsterniß klagen müssen.“ Das freundschaftliche Verhältnis mit Fichte hat das nicht gestört. Auf die Einwände soll dieser geantwortet haben, es sei schade „um das schöne Papier“, wie Forberg in seinen Memoiren anekdotisch festhält.

Die autobiographischen Aufzeichnungen sind nun in einer umfassenden, vorzüglich kommentierten Werkausgabe nachzulesen, die alle erreichbaren Schriften und Briefe des Autors enthält. Neu ediert wird auch der bekannteste Text Forbergs, der eine der größten Grundlagendiskussionen der Zeit auslöste, nämlich den Atheismusstreit der Jahre 1798/99. Er machte Forberg zu einem Parteigänger Fichtes, da sein Beitrag zur „Entwicklung des Begriffs der Religion“ in dessen Zeitschrift erschien. In dieser Abhandlung radikalisiert Forberg die Religionsphilosophie Kants und stellt am Ende eine „verfängliche Frage“, die er in gewohnt skeptischer Manier beantwortet: „Ist ein Gott? Antwort: Es ist und bleibt ungewiß.“

Da Schwierigkeiten mit den Zensurbehörden zu erwarten waren, fügte Fichte einen als Kommentar gedachten Aufsatz bei, der die Wirkung der Forberg’schen Religionskritik jedoch nicht abschwächte, sondern eher verstärkte. Auf Betreiben des sächsischen Hofes wurden das Journal konfisziert, der Vorwurf des Atheismus erhoben und die Autoren zur Verantwortung gezogen. Um sich zu rechtfertigen, schrieb Fichte eine „Appellation an das Publikum“, die er in Zeitschriften ankündigte und in ganz Deutschland versickerte, womit die Affäre zu einer nationalen Angelegenheit wurde. Es handelt sich um einen „Schritt ohne Vorbild“, wie der Rechtshistoriker Peter Landau urteilt: „Indem Fichte das Publikum als Richter anruft, postuliert er eine Instanz oberhalb der Landesherren, der Reichsbehörden und des ganzen Staats- und Polizeirechts einschließlich der Zensur.“ Im Falle eines Verweises drohte Fichte sogar mit dem Rücktritt von seinem Amt, was dem Weimarer Hof Gelegenheit bot, den umstrittenen und unbehaglichen Professor loszuwerden.

Bei der Ausweitung des Streits verhielt sich Forberg geschickter. Mit der Übernahme eines Rektorats in Saalfeld veröffentlichte er die „Apologie seines angeblichen Atheismus“, eine der letzten Publikationen vor seinem Rückzug aus der Öffentlichkeit. Seine in Jena entstandenen Schriften, die nun erstmals in einer Werkausgabe vorliegen, gehören zur Vorgeschichte des Idealismus.

**Friedrich Carl Forberg: „Philosophische Schriften“.**  
Herausgegeben von Guido Naschert. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 2021. 2 Bände, zus. 1158 S., geb., 139,- €.

